

»Lebensfest und Totentanz«

Helmut von Cube

Zur Lyrik Georg Brittings

„Münchener Tagebuch“, 24. Mai 1947, Jg.2 / Nr.21

Zu Dir spreche ich, schöne, seltsame Frau, die in einem eiskalten, überfüllten Eisenbahnabteil des Jahres 1946 über einem Buch lächelte (und das Buch trug den Titel „Stéphane Mallarmé Gedichte“), zu Dir, junger Forscher und Verächter, der nach einer Nacht der Debatte über den Surrealismus die Kunstaussstellung einer nahrhaften Einladung vorzog, zu Dir auch denkwürdiger Radfahrer, der in Höhenrain durch den Wirtsgarten zu den Schlierseer Bergen hinüberblickte und mich fragte: „Wann endlich kommt das Genie für soviel weißblaue Unsterblichkeit?“

Und durch Euch zu allen, die in der Verflachung und Desorientierung, in dem würgenden, erniedrigenden Elend die Empfindung für das Wunder und den Trost des Geistes nicht verloren haben. Ihr seid nicht zahlreich – aber ist nicht der Geist etwas Hauchleichtes, Spinnwebzartes und gibt doch das Gewicht, in die Seelen zu sinken und die Dauer für Jahrhunderte? Auf Eurem Bücherbord stehen die Klassiker der Zukunft.

Daß zu ihnen Georg Britting gehört – dessen Versband „Rabe, Roß und Hahn“, „Der irdische Tag“ und „Lob des Weines“ in diesen Tagen (in der Nymphenburger Verlagshandlung) ein neuer, „Die Begegnung“ folgt –, ist mir sicherer als je zuvor. Früher empfand ich sein lyrisches Werk als meisterhafte Beschwörung der

Natur und als eine Art Wiederauferstehung des süddeutschen Barocks. Heute – nach einem Jahrzehnt entscheidender Wandlung – betrachte ich es, über das hinaus, als einen Einbruch in den Lebenskern aller Dinge, als Nahrung für die hungernde Seele und nicht zuletzt als die Einführung Bayerns in die europäische Landschaft (wie sie zum Beispiel Schwaben durch Mörrike oder der Schweiz durch Gottfried Keller geschah).

Die Gedichte Brittings sind – wenn man von denen der „Begegnung“ absieht – im wesentlichen Skizzenblätter, zuweilen Tagebuchblätter eines Wanderers durch unser Land – man könnte auch sagen: eines Spaziergängers ins Geheimnis. Einmal wird ein Ziegelfuhrwerk gezeichnet, ein anderes Mal ein sumpfiger Teich im Wald oder ein paar Krähen. Hier ist's der Landregen, dort ein toter Hase, baumelnd an den Läufen, oder eine Sonnenblume im Bauerngarten. Und immer wieder – ohne dabei müde zu werden oder müde zu machen – widmet sich der besinnliche Vagant dem Mond und dem Wein – was ihm, mehr noch durch das Wie als durch das Was, bei aller bayerischen Herkunft Li-Tai-Pesche Züge verleiht. In der „Begegnung“ aber ist das Subjekt der Tod. Der Tod in vielen Masken und im Spiegel vieler Gesichter. Rund 70 Sonette enthält dieser neueste Gedichtband und obwohl sich Britting in ihm zum ersten Male einer strengen, vorgeprägten Form bedient, meistert er sie doch souverain, so daß nicht das Sonett den Eindruck bestimmt, sondern der Totentanz. Er hebt sich übrigens nicht nur im Formalen deutlich von dem bisherigen Werke Brittings ab. Es fehlt ihm nicht nur das Überschäumende und Farbenbrennende (dies wäre durch das Thema erklärlich), sondern auch

die burgunderdunkle Wehmut, die krause, dämonische Nächtlichkeit. Lebensgefühl ist Todesgefühl geworden. Das sind Medaillons über den Fenstern des Todespalastes, Blätter aus einem alten Stundenbuche – mit seinem grimmen Humor, seiner Drastik, seiner naiven, erschütternden Schaukraft – , transponiert ins Zeitlose. Besinnung, Grauen, Versöhnung dessen, der nackt vor dem Letzten steht. Das lebt auch in der Sprache. Jedem Spiel und jeder Manier entwöhnt, zeigt sie sich in der Einfachheit, in der Kühnheit und Plastik des herbstlichen Raisonnements würdig.

Gewiß hat sich in der Lyrik Georg Brittings das süddeutsche Lebensgefühl zur Dichtung höchsten Ranges kristallisiert. Was sich von den Gipfelschroffen des Wettersteins bis zum kulturgesättigten Donautal an Lebensfestlichkeit und weltfroher Gläubigkeit findet, an Prioritäten des Gemütes, an Krongewalt des Humors, an Selbstverschwendung und schnörkelschlagender Fülle, erlebt in seinen Versen den Ritterschlag des Geistes. Aber darum sind sie beileibe nicht in die Nachbarschaft, sei es der achtbarsten Heimatpoesie, zu stellen. Landschaftliche Zugehörigkeit sind – wie auch die Themenwelt, bei einer Kunst solchen Niveaus nicht Grenze, sondern Farbe. Was ist ein wahres Kunstwerk anderes als ein Stück Welt, neugeboren von einem überwältigten Herz, von einem tief erschrockenen, tiefer noch stauenden Geist? Mit anderen Worten: höchste und menschlichste Wirklichkeit? Dies ist auch der Schlüssel zur Größe der Brittingschen Dichtung.

In ihr ist alles neu wie am ersten Tag und doch so vertraut, als habe es immer in uns geschlummert, einfach, weil sie uns das innere Auge öffnet. Aus ihr schießt uns

das Leben wie Schreck und Glück zum Herzen. Dann stehen wir vor dem Wunder dieser Aussage, dieser Aufweckung wie Kinder vor dem Zauberer und schütteln den Kopf über den Trick. Doch der Trick heißt Liebe, heißt Reife, heißt: ein Leben lang in Dingen wohnen, bis die Schranken der Worte fallen, bis die Unterschiede schwinden, bis die Sphäre erreicht ist, in der alle Kreatur eins ist. Aus ihr allein springt das erhellende Bild, die verblüffende, beglückende Erkenntnis, in ihr allein gedeiht die fleischige, duftende Frucht der Dichtung.

Das Einmalige freilich fließt der Kunst aus der Persönlichkeit den Versen Brittings – zunächst überquellend, ja formsprengend – aus einer erstaunlichen, fast unstillbaren Fülle des Sinnlichen. Aus einem Rausch, einem vulkanischen Andrängen der Eindrücke und Einfälle. Alles in seinen Gedichten ist prall, blutvoll, in seiner Konsistenz auf das Äußerste spürbar – in manchmal derben, rücksichtslosen, aber immer kühnen und sicheren sprachlichen Zugriffen gepackt. Alles atmet, ja brennt (erinnernd an das Van Gogh'sche Lodern der Welt), fast wird der Wirbel des Stoffes fühlbar. Oft herrscht das Dämonische, Magische, bisweilen ins Phantastische, ins Märchenhafte, in Sage und Legende spielend, bald mehr der Augenschmaus, das Weltbehagen, die Besinnlichkeit mit spitzen, mit verspieltem Stift in der Hand. Doch reicht die Skala weit hinein ins Duftige, ins Schwebende – ins Verhaltene auch. Und kein Mittel ist gescheut, das Wesen ins Bild zu listen und zu reißen. Heterogenstes wird im Vergleich gleichsam zusammengebogen, bis der Flammebogen überspringt, das grammatische Gefüge, das ästhetische Element, wo es not tut, beiseitegestellt. Aber niemals bleibt das Gesagte Schrei,

Chaos, Rätsel oder Manier (wie noch bei den Expressionisten). Das Ergebnis ist immer und überall ein klares, überzeugend gegenständliches Bild, herrlich jung und weltfrisch. Das ist die eine Seite.

Von der anderen Seite her, fast möchte man sagen der zivilen, wirkt der Mann in das Werk hinein. Ein einsamer, verschlossener, nachdenklicher Mann, kindlichen Herzens, skeptischen Geistes, dem Lärm und dem Geschwätz abhold, dem leuchtenden Wein ergeben. Er mag schwer am Reichtum der Schmerzen tragen, auch am Jähen und Abgründigen, grimmig standhalten dem Blick auf die Hinfälligkeit in das Nichts. Was man in den Versen an ihm erfühlen kann, an dem Schweiger, der mit dem Käfer sich unterhält und mit den Göttern pokuliert, ist Männlichkeit und Menschlichkeit und nicht zuletzt eine lächelnde Weisheit. –

Ritterlicher, meisterlicher, brüderlicher Zecher am Tisch dieser Welt, verzeih' dem Adepten die Rede